
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 161. Bromberg, den 17. Juli 1932.

Das Mangobaumwunder

Eine unglaubwürdige Geschichte

von Leo Perutz und Paul Frank.

14. Fortsetzung. ———

Spuk in der Nacht.

Wer aber war die fremde Frau gewesen, die der Baronesse in Ulam Singhs Krankenzimmer diesen plötzlichen Schreck eingejagt hatte? Eine Fiebervision? Eine Halluzination der erregten Sinne? Ein Trugbild, das die überreizten Nerven den Augen der Baronesse vorgegaukelt hatten? Undenkbar! Es mußte ein Wesen von Fleisch und Blut gewesen sein. Denn der Baron hatte es so ernsthaft und mit solchem Nachdruck, als ob er mehr, als er sagen wollte, über den rätselhaften Vorgang wüßte, dem Arzt bestätigt: „Gretl hat wirklich eine fremde Frau im Zimmer gesehen. Ja! Eine fremde Frau war es, die Gretl so erschreckt hatte."

Wer in aller Welt war das geheimnisvolle Wesen, das der Baronesse in dem halbdunklen Zimmer erschienen war? Woher war es gekommen und wohin so rasch wieder verschwunden? Sollte es etwa geheime Tapetentüren im Zimmer geben? Zu den vielen Rätseln des Hauses war ein neues, quälendes hinzugekommen, eins, das den Arzt die ganze übrige Nacht hindurch um seinen Schlaf und seine Ruhe brachte.

So hatte sich die Sache abgespielt: Gegen halb zwölf Uhr nachts hatte der Arzt das Buch, in dem er geblättert hatte, beiseite gelegt. Bevor er zu Bette ging, war es seine Pflicht, nochmals nach seinem Patienten zu sehen. Dr. Kirchheisen steckte die Injektionsspritze und das kleine Fieberthermometer zu sich und verließ sein Zimmer.

Auf dem Gang blieb er stehen. Ein matter Lichtschein kam aus dem Krankenzimmer, das flackernde Licht einer Kerze mochte es sein. Und jetzt hörte er auch Geräusche, Stimmen . . . was wollte der Baron zu so später Stunde noch bei Ulam Singh? . . .

Dr. Kircheisen trat näher. Die Türe stand halb offen.

„Es hilft nichts, gnädiger Herr! Wir müssen ihn wieder ins Bett zurücktragen." Es war des alten Philipp Stimme, die der Arzt vernommen hatte.

„Nur noch eine Minute, Philipp," erklang jetzt die Stimme des Barons. „Nur noch eine Minute wollen wir warten. Er wird bestimmt wieder zu sich kommen. Ulam Singh! Hörst du mich?"

Eine Weile blieb alles still. Ein merkwürdiger Geruch strömte durch die halboffene Tür des Krankenzimmers und erfüllte den Gang, ein Geruch, der dem Arzte fremd und völlig unbekannt war. Tabak? Was für eine infernalische Sorte raucht der Baron schon wieder? Der Arzt sog die Luft durch die Nase ein. Nein, das war kein Tabak. Nur eine leise Ähnlichkeit erinnerte an ihn, eine ganz weite Verwandtschaft, so entfernt dem Geruch der Tabakblätter, wie der Duft einer Tasse heißen Tees dem Aroma einer Schale Mokka. —

„Tot ist er nicht," stellte jetzt drinnen die Stimme des alten Dieners fest.

„Bisher ist alles so gut gegangen", klagte der Baron. „Er muß wieder aufwachen. Hab' doch Geduld. Er muß aufwachen."

„Ich bin müde. Ich möchte schlafen gehen!" ertönte plötzlich die Stimme der Baronesse.

Die Baronesse war auch hier? Dr. Kircheisen stieß sogleich die Türe auf.

In dem schwach erleuchteten Zimmer bot sich ihm ein merkwürdiger Anblick.

Ulam Singh saß auf dem Boden in der Mitte des Raumes. Er war bewußtlos, das stellte der Arzt auf den ersten Blick fest. Seine Augen waren geschlossen, sein Kopf auf die rechte Schulter gesunken. Ungewöhnlich und beinahe grotesk war die Art, wie er saß: Der dunkle, ausgemergelte Körper des Inders war zu einer unnatürlichen, beinahe unglaubhaften Haltung verrenkt. Der rechte Fuß lag auf dem linken Oberschenkel und der linke auf dem rechten Oberschenkel, ganz oben, beinahe an die Hüften gepreßt, und die linke Hand hielt die rechte Fußspitze gepackt, während die rechte schlaff am Körper hinabhing. Der Baron stand über den Inder gebeugt und starrte ihm mit einem Ausdruck der Angst und der Erwartung ins Gesicht. Der alte Philipp kniete hinter Ulam Singh auf dem Boden und rieb Stirne und Schläfen des Inders mit einem nassen Tuch.

Ein Häufchen glühender Asche lag vor Ulam Singh auf der Erde, das sandte dünne, bläuliche Rauchwolken in die Höhe; sie waren es, die den ganzen Raum mit jenem fremdartigen Duft erfüllten, den der Arzt schon draußen am Gang gespürt hatte.

Auf dem Tisch standen zwei brennende Kerzen. Die Baronesse saß mit geschlossenen Augen in einem Lehnstuhl.

„Was geht hier vor?" fragte der Arzt. „Was ist mit Ulam Singh geschehen, Herr Baron?"

Keiner von den dreien hatte den Arzt bemerkt. Jetzt fuhr der Baron erschrocken in die Höhe. Er war verwirrt und verlegen und bot in seinen ewig schlotternden Kleidern einen kläglichen Anblick.

„Ulam Singh hat gerufen," stammelte er. „Er ist aufgewacht und hat sein Bett verlassen. Haben Sie nichts gehört, Doktor?"

„Nein," sagte der Arzt. „Und ich achte auf den leisesten Laut, der aus dem Krankenzimmer kommt. Es ist merkwürdig, daß Sie sein Rufen gehört haben. Mein Zimmer ist viel näher gelegen als das Ihre."

„Jetzt können wir wohl nichts weiter tun, als ihn wieder zu Bett bringen," sagte der Baron rasch. „Hilf mir, Philipp."

„Was bedeutet das hier?" fragte Dr. Kircheisen, während die beiden den Inder in sein Bett hoben, und wies auf das Häufchen glühender Asche.

„Hanf," sagte der Baron. „Es ist Hanf. Ulam Singh liebt den Geruch. Bleiben Sie jetzt bei dem Kranken? Oder haben Sie etwas dagegen, wenn ich die Nacht über bei ihm wache?"

„Herr Baron!" sagte der Arzt nach kurzem Überlegen. „Ich werde jetzt vor allem dem Patienten seine Injektion geben. Wenn das getan ist, möchte ich gerne unter vier Augen mit Ihnen sprechen. Wollen Sie mich in meinem Zimmer erwarten?"

„Sehr gerne, Doktor! Komm Spatz, bist schon schläfrig, mein Kind, nicht wahr?"

Der Baron und der alte Diener verließen das Zimmer. Die Baronesse erhob sich schlaftrunken aus ihrem Lehnstuhl, nahm die Kerze und wollte ihrem Vater folgen. Aber der Arzt ergriff ihre Hand und hielt sie fest.

„Gretl", flüsterte er. „Jetzt werd' ich mit deinem Vater sprechen."

„Bin müde," klagte die Baronesse im Halbschlaf.

„Ich weiß es bestimmt: diesmal wird er nicht „Nein" sagen."

„Möcht' schlafen," flüsterte die Baronesse.

„Seh' ich dich morgen beim Frühstück?"

Die Baronesse blickte müde auf und sah den Arzt mit verschlafenen Augen an. Im nächsten Augenblick stieß sie einen entsetzten Schrei aus und ließ die Kerze fallen.

Es war stockdunkel im Zimmer.

„Gretl, was ist dir denn?" fragte der Arzt erschrocken.

„Die Frau!" rief die Baronesse und klammerte sich mit beiden Händen an Dr. Kircheisens Arm. „Die fremde Frau!"

„Wo denn, Gretl?"

„Hier im Zimmer!"

„Aber hier ist doch kein Mensch außer dem Gärtner und uns beiden, Gretl."

„Ich fürcht' mich. Ich will hinaus."

Dr. Kircheisen führte die Baronesse aus dem Zimmer. Auf dem Gang machte er Licht. Irgend etwas mußte sie heftig erschreckt haben, denn sie war leichenblaß im Gesicht und zitterte am ganzen Körper. Dr. Kircheisen ergriff ihre Hand und zählte die Pulsschläge.

Da kam auch schon der Baron eilig den Gang heraufgestürzt und der alte Philipp hinter ihm.

„Gretl, wo bleibst du?" rief der Baron. „Was ist geschehn? Warum hast du geschrien?"

Dr. Kircheisen zuckte die Achseln: „Ihre Nerven haben ihr einen Streich gespielt. Sie behauptet" . . . der Arzt lächelte . . . „eine fremde Frau im Zimmer gesehen zu haben."

„Eine fremde Frau hast du gesehen, Gretl?" fragte der Baron.

„Ja. Mitten im Zimmer. Sie hat eine Kerze in der Hand gehabt und mich so starr angesehen. Ich hab' Angst, Papa."

Der Baron und der alte Diener warfen sich einen stummen Blick zu. „Geh schlafen, mein Liebling!" sagte der Vater. „Hab keine Angst. Sie wird nicht mehr kommen, die fremde Frau. Philipp wird bei dir bleiben die ganze Nacht hindurch, Spatz, und ich auch, wenn du dich fürchtest."

„Ein bißchen Fieber wahrscheinlich. Es dürfte eine der bläulichen Hanfwolken gewesen sein, die die Baronesse für eine weibliche Figur gehalten hat. Oder neigt Ihre Tochter am Ende zu Halluzinationen?" fragte der Arzt mit einem leichten Anflug von Besorgnis, als die Baronesse sich entfernt hatte.

„Nein, Doktor. Das war keine Hanfwolke und keine Halluzination. Meine Tochter hat wirklich eine fremde Frau im Zimmer gesehen. Ja, eine fremde Frau war es, die Gretl erschreckt hat," sagte der Baron ernst und trat in das Krankenzimmer.

Er machte Licht und blickte sich um. „Natürlich. Hab' ich mir's doch gleich gedacht."

Er bückte sich und hob ein großes, braunes Tuch vom Boden auf. „Helfen Sie mir, Doktor," bat er. „Wir wollen es wieder dorthin hängen, wohin es gehört."

„Sie meinen, daß dieses Tuch die fremde Frau gewesen ist?" fragte der Arzt lächelnd.

„Nein. Ich sagte Ihnen ja, Gretl hat wirklich eine fremde Frau gesehen."

Er stieg auf einen Stuhl und bemühte sich, mit dem Tuch einen mannshohen Wandspiegel zu verhängen, von dem es scheinbar herabgeglitten war.

„Herr Baron," sagte der Arzt. „Wir könnten unsere kurze Unterredung gleich hier erledigen."

„Ja. Ich höre."

„Ich habe Ihnen heute nachmittags das Karasinserum verweigert. Inzwischen habe ich mir die Sache überlegt. Ich werde das Mittel anwenden, wenn Sie wünschen."

„Ist das Ihr Ernst?" schrie der Baron, ließ das Tuch fallen und stieg, so rasch als er konnte, vom Stuhl hinab. „Jetzt gleich?"

„Ein wenig Geduld!" sagte der Arzt. Ich muß mir erst das Präparat und meinen kleinen Kochapparat aus meiner Wohnung kommen lassen. Um halb acht Uhr morgens wird alles bereit sein."

„Wie soll ich Ihnen danken, Doktor!" rief der Baron in überquellender Freude. „Mein ganzes Vermögen reicht nicht aus, um Ihnen so zu danken, wie ich möchte."

„Wenn Sie glauben, daß der Dienst, den ich Ihnen erweise, wertvoll genug ist, dann bitte ich Sie nochmals . . ."

„Nun!" rief der Baron. „Fordern Sie! Fordern Sie unbeschränkt!"

„. . . um die Hand Ihrer Tochter," sagte der Arzt leise.

„Die Hand wessen?"

„Ihrer Tochter!"

„Soll das ein Scherz sein?"

Der Arzt verlor die Geduld. „Herr Baron!" sagte er in sehr bestimmtem Ton. „Sie tun unrecht, meine Bitte so von oben herab zu behandeln. Ich hab' einen Namen in der Wissenschaft und bin korrespondierendes Mitglied zweier Akademien. Auch bin ich materiell unabhängig. Meine Entdeckung, das Karasinserum, wird mich, wenn es mir gelingt, sie zu vervollkommnen, reich und vielleicht auch weltberühmt machen."

Der Baron blickte den Arzt nachdenklich an.

„Sie haben recht, Doktor!" sagte er. „Ich bitte Sie um Verzeihung: Ich bin blind gewesen. Das war ja vorauszusehen." Er schlug sich an die Stirne. „Wie konnte mir nur das entgehen!"

„Darf ich also auf Ihre Einwilligung rechnen, Herr Baron?"

„Sie sollen die Hand meiner Tochter haben, wenn Sie sie morgen verlangen werden, Doktor."

„Ich danke Ihnen, Herr Baron."

„Wenn Sie sie morgen noch verlangen werden," wiederholte der Baron mit Nachdruck. „Und nun gute Nacht, Doktor. Und nicht wahr, morgen früh ist alles bereit? Ich glaube, ich werde wieder schlafen können, heute nacht

(Fortsetzung folgt.)

Um Montezumas Thron.

Einer Begebenheit nacherzählt von Peter Lee.

Die amtlichen Urkunden über das mexikanische Kaiserdrama sind durch den schriftlichen Nachlaß eines der Überlebenden von Querétaro, des letzten Freundes des todgeweihten Kaisers — Oberst Paul Fondeur —, authentisch erweitert worden. Ernste Historiker wollen darin feststellen, daß Maximilian einen Sohn hatte. Nachstehende Szene gibt eine Schilderung der Begegnung zwischen Vater und Sohn, soweit sie sich an Hand des gefundenen Materials darstellen läßt.

Oberst Fondeur schickt sich an, Abschied zu nehmen. Morgen soll Maximilian erschossen werden. Ein letzter Besuch ist allen gestattet, die noch in seiner Nähe weilen. Die Wachen haben Anweisung, jeden zu dem Verurteilten vorzulassen, der danach verlangt.

Das Gelaß, in dem Maximilian haust, gehört zu einer von einem gedeckten Gang umgebenen Reitbahn. Gott mag wissen, was die frommen Padres mit diesem kavalleristischen Institut zu schaffen haben. Drei Türen führen ins Innere der Bahn. Man hat dem Kaiser die Aufmerksamkeit erwiesen, ihm einen eigenen Raum zu geben, dessen Einlaß mit einer Portiere verhängt ist.

Der Fondeur begleitende Offizier zeigt auf diesen Vorhang und zieht sich zurück.

Der Oberst will eben anklopfen, da ist ihm, als höre er unterdrücktes Schluchzen. Er steht und lauscht . . . läßt langsam die Fransen aus den Fingern gleiten.

Weich und lautlos schlägt die Seide zusammen.

Fondeur verharrt, namenlos ergriffen... vernimmt eine Stimme, die er nie gehört — eine tränenerstickte deutsche Stimme.

„Oh, machen Sie meine Hoffnung nicht zuschanden. Sire! Ich beschwöre Sie, nehmen Sie meinen Vorschlag an: fliehen Sie! Die Wache an der Puerta del Sol wird Sie auf das Losungswort „Padilla" hinaus lassen. Einmal außerhalb der Festung, sind Sie in der Hacienda des Sennor Tiburcio Aurellanos fürs erste sicher. Sie finden dort die besten Pferde. Sennor Tiburcio wird Ihnen einen zuverlässigen Vaquero mitgeben, und da die Relais bis Tampico reichen, so können Sie morgen abend schon an Bord der „Novara" sein. Bedenken doch Euer Majestät, daß alles überlegt, alles aufs gründlichste vorbereitet ist. Was liegt denn an mir! Ich gebe mein Leben willig hin für ein größeres und habe, glaube ich..." die Stimme sinkt zu kaum vernehmlichem Flüstern herab, „habe ein — Anrecht darauf."

„Das Anrecht eines edlen Herzens! Mein lieber George, ich erkenne die Größe Ihres Opfers vollkommen an; indessen, ich kann es nicht annehmen. Begreifen Sie, ich kann, ich mag nicht feige sein."

„Und wenn ich mich weigere zu gehen, Sire? Weigere aus Gründen, die ich Ihnen nicht länger vorenthalten darf...!" Die Augen des jungen Schiffsleutnants glühen rätselhaft.

Der Kaiser ernst: „Ich kenne diese Gründe nicht, George."

George, schmerzlich erregt: „Und meiner Mutter Herz... Sie haben es ebenso wenig verstanden? Sire!"

Der Kaiser, sehr unsicher: „Ihrer... Mutter... Herz? Oh, es darf stolz sein auf diesen Sohn."

George, vom Sturm ungeheurer Erregung geschüttelt: „So sagt Ihnen dieser Knabe, der alles, was er besitzt, vor Ihnen niederlegen möchte... sagt Ihnen nicht, wer seine Mutter ist: wer S i e ihm sind?"

Der Kaiser, aschgrau im Gesicht, taumelt auf ihn zu: „Ihre Mutter — sagen Sie... natürlich ist sie nicht..."

„...eine Gräfin Szell? Sie ist es."

Maximilians Züge sind erloschen. Nur das Auge, das flackernde, weit aufgerissene Auge lebt an ihm. Keiner Bewegung fähig, starrt der Verurteilte auf den jungen Menschen hin. Das Schicksal meint es hart mit ihm. Dieser — Czibis Sohn... sein und Czibis Sohn? Er wußte, daß die kleine ungarische Komteß ihm ein Kind geboren hatte, nie hatte er es gesehen. Es waren seine seligsten Jahre, er damals nicht viel älter als dieser hier. Die Geliebte heiratete dann den englischen Reeder, aber ihr Bild lebte als glühendes, buntes Geheimnis in seinem Herzen fort.

Czibis Sohn...

Maximilian richtet sich auf, nimmt Georges Kopf in beide Hände, schaut ihm lange in die Augen.

„So also muß ich dich gewinnen? Sohn — mein Sohn."

Zuckend verschlossene Herzensnot will ihn überwältigen.

„Vater", stammelt George. In seinen Augen strahlt der Fackelglanz besessener Freude. „Ich kannte Sie, Vater, noch bevor die Mutter mich auf die Stimme meines Blutes lauschen hieß."

„Und fandest doch zu spät den Weg zu mir."

„Ich wußte, daß die Stunde kommen würde. Zu spät? Ich weiß, was dieser Augenblick von mir zu fordern hat."

„Nichts davon! Du bist jung. Du wirst leben. Du trägst mein Blut verjüngt in deinen Adern. Siehe, das ist viel, unfaßbar viel für mich, der zu hoffen aufgehört hatte. Das Schicksal spendet doch noch Gnaden."

„Vater, lieber Vater!" George birgt aufweinend den Kopf an Maximilians Brust.

„Höre", murmelt der Kaiser mit seltsam verglänztem Gesicht, „höre, George, mein Kind: Dein Vater kann dir nichts als den Segen eines Sterbenden schenken. Daß ich dein Vater bin — es macht mich unnennbar glücklich. Daß ich es bald nicht mehr sein werde, das zieht mich zu Boden. Geschenk und Raub in einer kurzen Stunde."

Maximilian fährt dem Knaben mit einer zarten Gebärde über das Haar: „Und deiner Mutter — geht es ihr gut?"

„Sie antworten nicht und wollen nicht antworten!"

„Komteß Czibi", seufzt Maximilian. „Bringe ihr Grüße, du. Hörst du? Ich habe deine Mutter nie vergessen können. Geh. Lebe wohl, George, lebe wohl..."

„Sire! Bei Tegetthof sind Sie auf österreichischem Boden!"

„Ich kann nicht, George. So begreife mich doch. Begib dich ruhig an Bord zurück. Sage dem Admiral, er soll nach dem schönen Österreich zurückfahren, er soll mir mein liebes Miramare grüßen. Denn wisse, weder flieht ein Habsburger, noch nimmt er Opfer an, deren er sich schämen müßte."

„Es gibt Sohnespflichten", beharrt, glühend vor Trotz, George. „Auch ich bin ein Habsburger und dennoch heißen Sie mich fliehen?"

„Starrkopf, lieber! Das Leben wird dir schon noch freundlicher erscheinen. Fasse dich, gehe jetzt, nimm mir nicht den letzten Rest von Haltung, deren ich so bitter bedarf. Nein, nicht so, George! Laß dich küssen! Laß dich segnen! Und Dank für deine Güte." Er zieht ihn hastig an seine Brust, läßt jäh ab von ihm. Es ist zu viel. Er erträgt es nicht.

„Leb wohl, lebe wohl..." Seine Stimme ist dunkel und leiderstickt. Die Hand winkt letzten Abschied... zuckend, flatternd fällt sie herab.

Die Brücke.

Wir gehen über die Brücke
Des Lebens wie im Traum,
Der eine an einer Krücke,
Der andre im ersten Glücke —
Wir merken es kaum.

Die Nacht breitet rote Sterne
Um unsere Seelen aus.
Wir schreiten in dunkle Ferne
Den stillen Weg nach Haus.

Kurt Max Grimm

Die Leidenschaft der Fische.

Von Dr. W. Schweisheimer-München.

Die neuen nordischen Romane haben uns die große Bedeutung der Heringszüge für die nördlichen Lofotenfischer erkennen lassen. Es ist ein seltsames Geschehen: In ungeheuren Mengen ballen sich die Heringschwärme zusammen — um wieder selbst die Wolkenschwärme von kleinsten Krebstierchen aufzusuchen, die das nördliche Meer dann als willkommene Nahrung bevölkern.

Welcher einheitliche Wille führt diese große Menge von Fischen aus entfernten Gegenden dorthin? Mindestens einzelne müssen fühlen — oder wissen es? —, daß reiche Nahrung auf sie wartet. Rätselhafte Vorgänge in ihrer Seele leiten sie. Oder welche Empfindungen treiben den Rheinlachs während seiner Laichzeit? Kräftig und stramm kommt er zu Beginn der Laichzeit aus der Nordsee in den Rhein, schwimmt weit stromaufwärts, bleibt mehrere Monate im Süßwasser und laicht dort. Aber während der ganzen Monate nimmt er keinen Bissen Nahrung zu sich. Die Eiweißstoffe seines Körpers, die Fettreserven werden immer mehr abgebaut. Schließlich ist der Fisch ganz zusammengeschrumpft und, wenn er nach einigen Monaten (als Graulachs) ins Meer zurückkehrt, kaum mehr zu erkennen. Erst im Meer, nach seiner Rückkehr, beginnt er wieder zu fressen. Was hat ihn zu solchem Verhalten bewogen? Geruch soll die Laichwanderungen veranlassen; chemische Veränderungen in den Laichwässern sollen auf riesige Entfernungen hin wahrgenommen werden. Diese Deutung erscheint freilich nicht jedem befriedigend.

Beobachtungen über das Seelenleben der Fische sind zahlreich vorhanden, aber schwierig ist es, sie richtig zu deuten. Geruch- und Geschmacksinn — um zunächst von den äußeren Pforten zum Seelenleben zu sprechen — sind gut entwickelt. Lichtempfindung wird durch das Auge, außerdem auch durch die Körperhaut vermittelt. Der Gehörsinn scheint nicht sehr entwickelt zu sein, um so feiner ist das Gleichgewichtsorgan ausgebildet. Geringste Erschütterungen und Vibrationen beeinflussen die Tastempfindung, stärkere Erschütterungen des Wassers betäuben die Tiere.

Alle möglichen Gefühle, Freude, Schmerz, Angst, Wut, Neid, Eifersucht lassen sich bei den Fischen nachweisen. Jarmer, der sich mit diesen Problemen eingehend befaßt hat, gibt eine Anzahl vortrefflicher Beispiele dafür. So bewegen sich die Fische langsam, wenn ihnen alte Gespielen genommen wurden. Die Fütterungszeit ist scharf in ihr Gedächtnis eingeprägt. Raumsinn und Gedächtnis sind ausgezeichnet entwickelt. Hechte kehren in einem Bach auf 600 Meter hin an ihren Standort zurück, Bachforellen bis auf 6 Kilometer. Die älteren Fische finden stets rechtzeitig den Weg in die Tiefe zurück, wenn (bei Ebbe) ein Wasser sinkt. Sie gehen unter Umständen über eine trennende Sandbank hinweg dem Meere zu. Als höchste Verstandesleistung, deren ein Fisch fähig zu sein scheint, wird folgendes Vorkommnis bezeichnet: Karpfen lernten Futter, das an Angelhaken befestigt war, von freiliegendem dadurch unterscheiden, daß sie gegen das auf dem Boden liegende Stück einen Wasserstrahl spritzten, der nur das freie, nicht aber das mit dem Angelhaken versehene Stück fortspülte.

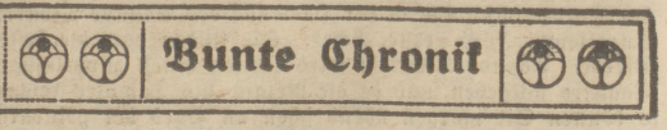
Den Paarungen mancher Arten liegen echte Wahlhandlungen zugrunde. Das Weibchen lehnt bestimmte Männchen ab, selbst unter Aufopferung des Lebens, während es dem passenden Männchen willig folgt. Zuweilen kommt es zu Familienbildung, beide Eltern oder eines allein betreuen die Nachkommenschaft. Bei den Maulbrütern (Cichliden) trägt das Weibchen Eier und Junge in einer Schlundtasche; bei Gefahr werden die Jungen von der Mutter ins Maul geschlürft. Kämpfe der Männchen um die Weibchen und Bewerbungskünste verschiedener Art sind festzustellen. Die Nester, die manche Fischarten bauen, sind kugelähnliche Gebilde. Bei den Schaumnestern in den asiatischen Tropen zerspringen die Blasen immer wieder und verursachen den bauenden Fischen dadurch unaufhörliche Arbeit.

Ungeahnte seelische Kräfte werden bei den großen Fischen frei, wenn sie vom Fang bedroht werden. Hedge hat darüber genaue Beobachtungen angestellt. Haifische, Rochen, Barsche und Sägefische versuchten in ihrer entsetzlichen Angst, die Schnur zu durchbeißen, an deren Haken sie saßen, oder sie trachteten danach, sie durch gewaltige plötzliche Schläge mit dem Schwanz zu zerreißen. Sie tauchten bis auf den Meeresboden hinab, blieben dort geraume Zeit liegen, oder sie sprangen in hohem Bogen aus dem Wasser heraus. Manche rasten mit Angelschnur und Schiff im Schlepptau in die offene See hinaus, nach einigen Stunden schwammen sie pfeilschnell wieder zurück. Andere schwammen eine Zeitlang vor dem Bug des Schiffes, tauchten dann blitzschnell unter dem Kiel hindurch zur anderen Seite des Schiffes und brachten dadurch das Angelseil zum Zerreißen.

Und doch kommt am Ende die Zaghaftigkeit der Tierseele dem Menschen gegenüber zum Ausdruck. Der gepeinigte Fisch mit der kleinen Jacht im Schlepptau rast zwar in den Ozean hinaus, aber nicht so weit, bis den Verfolgern ob der großen Wassereinsamkeit der Atem stockte und sie die Fangschnur kappen würden. Alle diese Riesenfische am Haken wagten sich nicht weiter hinaus, als das ihnen bekannte Seerevier reichte, in dem sie Herrscher über ihre kleineren Artgenossen waren. Dahinter liegt für sie das Unbekannte, und dieses flößt ihnen noch weit größeres Grauen ein als selbst die Angelschnur mit ihren geheimnisvollen Hintergründen.

Bei aller Deutung von Seelenvorgängen bei den Fischen (und bei anderen Tieren) muß man sich hüten, menschliche Gedankengänge auf sie ohne weiteres zu übertragen. Man sieht das an dem Beispiel der Farbenblindheit bei den Fischen. Die Fische sind farbenblind, d. h. sie verhalten sich Farben gegenüber genau so, wie es ein total farbenblinder Mensch tut. Damit wird der Theorie von der Bedeutung der „Schmuck"- und „Warn"farben in der Natur zur Anlockung oder Abschreckung ein wichtiger Untergrund entzogen. Ohne wirklichen Beweis waren hier menschliche Gedankengänge auf das Farbensehen der Fische übertragen und daraus schwerwiegende Schlüsse gezogen worden.

Dem menschlichen Auge erscheinen die herrlich leuchtenden Farben der Wassertiere, insbesondere der Tiefseefische, von ungewöhnlicher Pracht. In der guten Beleuchtung der Aquarien sehen wir das schillernde Gleißen unausdenkbarer Farbenmischungen in allen Abstufungen. Aber in die Tiefen, in denen diese Meerestiere für gewöhnlich leben, in denen auch die buntfarbigen Seeanemonen und Seefedern zu Hause sind, dringt nie ein Lichtstrahl. Farben können dort nicht wahrgenommen werden, nicht vom Fisch und nicht vom Menschen. 4 Meter unter der Oberfläche ist kein Rot mehr zu unterscheiden, bei 11 Metern das grellste Gelb fast nicht mehr wahrnehmbar, bei 13 Metern keinerlei Farbe mehr zu erkennen. Die Tiefseebewohner halten sich in Tiefen von 400 und 1000 und 2000 Metern und mehr auf; dort ist jedes Farbenerkennen ausgeschlossen.



Orientalische Kurpfuscherei.

Die Orientalen haben heutzutage noch eine Scheu vor allem, was mit dem medizinischen Handwerk zusammenhängt; sie fürchten den „Dschinn", den bösen Geist des Doktors und seine Rache. Begreiflich also, daß sich überall im Orient Scharlatane und Kurpfuscher breit machen, und daß sie großes Unheil anrichten. Nicht selten hört man, daß Menschenleben den dunklen Künsten dieser Halunken zum Opfer fallen. In Bagdad zum Beispiel wirkt so ein berühmter Wunderdoktor, zu dem die Gläubigen pilgern und dessen Ruf nicht einmal durch die fürchterlichsten Prozeduren leidet, die er mit seinen Patienten vornimmt. Erst kürzlich mußte ein vierzehnjähriger Junge durch ihn einen grauenhaften Tod sterben. Der Schüler war vom Typhus befallen und von seiner gläubigen Mutter zu dem wundertätigen Scheich gebracht worden. In einem von der Außenwelt abgeschlossenen Keller wurde das arme Kind so lange mit Stockschlägen und glühenden Eisenstäben traktiert — der Wunderdoktor wollte dadurch den bösen Geist austreiben, der den Körper des Jungen beherrschte —, bis es unter unsäglichen Schmerzen starb. Dieser Fall endlich führte dazu, daß die Polizei eingriff. Da die Beteiligten indes wie Pech und Schwefel zusammenhalten und da aus niemand etwas herauszubekommen ist, wird es schwer sein, dem Wunderdoktor das Handwerk zu legen.

St. F.

 **Lustige Ecke** 

Der Verweis.



„Wohnt hier der Kunstmaler Dirks?"

„Jawohl!"

„Ist er zu Hause?" (Keine Antwort.)

„Ich frage Sie, ob Dirks zu Hause ist?!"

„Lieber Mann — stellen Sie sich doch nicht so dumm. Sie sehen ganz gut, daß ich dabei bin, ihm eben sein Hemd zu waschen."

*

*** Widerspruch.** „Ich sage Ihnen, wenn mein Mann mal zu Hause bleiben muß, ist er ganz aus dem Häuschen!"

Verantwortlicher Redakteur: J. V. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.